



transblick

Horst Schreiber

IM NAMEN DER ORDNUNG

Heimerziehung in Tirol

StudienVerlag

St.-Josefs-Institut in Mils, 1980

„Ich erlebe andauernd, wie diesen Menschen der Weg zur Selbständigkeit versperrt wird.“

An der Jahreswende 1979/80 trat Brigitte Wanker im Alter von 22 Jahren eine Hilfspflegerinnenstelle im Pflegeheim des von den Barmherzigen Schwestern geführten St.-Josefs-Institut in Mils an. Die offizielle Bezeichnung des Hauses lautete „Pflegeanstalt für Geistesschwache“. So wie die Klosterschwestern und sonstigen Angestellten verfügte auch Wanker über keine Fachausbildung. Sie war eigentlich gelernte Weberin und mit der Absicht angetreten, ihre handwerklichen Fähigkeiten zu nutzen, um die Kreativität der Kinder zu fördern. Am Institut waren zu diesem Zeitpunkt 210 Personen aller Altersstufen untergebracht, von Kleinkindern bis zu alten Menschen. Rund ein Drittel waren Kinder, die über das Jugendamt oder von ihren Angehörigen eingewiesen wurden. Alle Insassen wurden als „geistig Schwerstbehinderte“ geführt, obwohl die Gruppen sehr heterogen zusammengesetzt waren. In ihnen befanden sich auch Menschen, die nur eine körperliche Beeinträchtigung hatten oder Hospitalisierungserscheinungen aufgrund mangelnder Zuwendung und Förderung zeigten. Viele Kinder und Jugendliche im St.-Josefs-Institut kamen

aus schwierigen Familienverhältnissen und hatten bereits längere Heimkarrieren hinter sich. Es handelte sich oft um Heranwachsende, die abgeschoben worden waren, die Schwestern kümmerten sich um Menschen, die kaum jemand wollte, mit denen man sich im Heimatdorf vor den NachbarInnen schämte und die zeitaufwändig zu betreuen und zu fördern waren. So wie in den sonstigen Kinder- und Fürsorgeerziehungsheimen gab es auch im St.-Josefs-Institut keine Elternarbeit. Wenn Angehörige kamen und bei einer Reihe von Kindern war dies fast nie der Fall, dann war der Besuch lediglich für rund acht Stunden monatlich möglich.¹

„Harte Liebe“

In den Genuss von konsequenten und zielgerichteten Therapien kamen die wenigsten. Das Programm bestand aus Arbeit in der klösterlichen Landwirtschaft, in der Küche etc. Für einige gab es dafür ein Taschengeld, über das aber nicht selbstmächtig bestimmt werden konnte. Der Heimalltag, den Brigitte

Wanker kennenlernte, war bis ins Detail vorgeplant und in ein enges zeitliches Korsett gepresst. Dies übte Druck auf die Betreuerinnen aus, der Pflege und den Tätigkeiten Vorrang einzuräumen, die den reibungslosen Ablauf des Anstaltsbetriebs garantierten. Der unverantwortbar schlechte Betreuungsschlüssel verhinderte eine individuelle Förderung, ein liebevolles, respektvolles Verhältnis und einen kindgerechten Umgang. Brigitte Wanker hatte für 24 schulpflichtige Buben Sorge zu tragen. Bestimmte bereits die starre, menschenunfreundliche Binnenorganisation über Betreuerinnen und Betreute, kamen noch die mangelhafte Ausstattung, die Überforderung des Personals durch Unterqualifikation und der Geist der klösterlichen Härte hinzu.

Brigitte Wanker war in ihrem jugendlichen Idealismus von der Strenge und Gefühllosigkeit schockiert, die an diesem Ort Arbeit und Alltagsroutine begleitete. Mit ihr begegnen wir einem Menschen, der eine für ihn völlig fremde Welt betritt, in der die Selbstverleugnung der menschlichen Bedürfnisse des Geistes, des Körpers und der Gefühle nicht eine Verirrung darstellte, sondern eine eingeforderte Lebensführung. Die Pflicht zur Bedürfnislosigkeit und das Abtöten der Empfindungen war oberstes Gebot für die Ordensfrauen. Tag für Tag, Monat für Monat und Jahr für Jahr so leben zu müssen, hinterließ Spuren und prägte die Persönlichkeit von Menschen, die in ihrer Selbstverleugnung ständig für andere da sein sollten, aber nicht einmal über eine professionelle Sachkompetenz verfügten. Wer selbst nicht

auf sich zu schauen vermag und dies zur Tugend erheben muss, tut sich schwer, auf andere zu schauen. Brigitte Wanker hörte die Schwestern und die Mutter Oberin von „harter Liebe“ und „Zucht und Ordnung“ reden und sah sie danach auch handeln. In diesem Sinne könnte man von Opfern sprechen, die mit größter Unerbittlichkeit gegen Kinder mit speziellem Förderungsbedarf, also gegen die Schwächsten, mit Grausamkeit vorgingen, ohne dies zu begreifen, ohne dies emotional überhaupt nachvollziehen zu können. Anhängliche, der Liebe bedürftigen Kinder stellten deshalb eine Gefahr dar. Brigitte Wanker wurde von den Schwestern vor ihnen gewarnt. Zärtlichkeitswünsche der Kinder galten als Unbotmäßigkeit, Störung des Anstaltsbetriebes und als Gerissenheit, weil das schmeichelnde Kind auf diese Weise seinen Vorteil suche und eine Bevorzugung gegenüber den anderen. Die Buben wurden misshandelt, erniedrigt, ihrer Würde beraubt und zu unselbstständigen „Deppen“ erzogen. Resultat war, dass sie, sofern es ihnen möglich war, ihrerseits die anderen Kinder schlugen oder nach dem Vorbild der Schwestern schimpften. Mehrmals täglich wurden sie in Zweierreihen frisiert, adjustiert und im Rudel aufs Klo geführt. Bei geringen Vergehen wie dem Stolpern über ein Kabel, das dadurch herausgerissen wurde, setzte es sofort Schläge. Wer den Teller nicht leerte, wurde unter die kalte Brause gestellt oder so lange abgeduscht, bis der letzte mit Erbrochenem vermengte Rest des Essens hinuntergewürgt war. Widerstand musste gebrochen, die Willigkeit

zur Einordnung und Anpassung schlagkräftig gefördert werden. Lehnte sich ein Bub auf oder zerstörte er etwas mit oder ohne Absicht, wurde er, sofern Duschen und Schläge ins Gesicht unzweckmäßig erschienen, in eine Zwangsjacke gesteckt. Sie konnte auch zur Arbeiterleichterung genutzt werden, wenn allzu viele Kinder in den großen Gruppen gleichzeitig zu versorgen waren. Für Abwechslung sorgten Spaziergänge, natürlich in Zweierreihen, auf den immergleichen ausge-trampelten Pfaden dieser kleinen, von der Umgebung abgeschotteten Welt, die sich selbst genügte. Zum Spielen oder für die Hausaufgabenbetreuung musste Brigitte Wanker die 24 Buben in einem einzigen Raum beschäftigen. Spielsachen waren rar, der Lärm und die Langeweile groß. Sie versuchte mit Theaterspielen und Basteln ein klein wenig entgegenzuwirken. Zeitweise, insbesondere aber wenn es regnete und kein Spaziergang durchgeführt werden konnte, musste Wankers Gruppe auf den neun Meter langen und zwei Meter breiten vergitterten Balkon. In diesem „Drahtverhau“ oder „Balkonkäfig“ verbrachten die 24 Buben zwei Stunden. Einige von ihnen waren solch beengte Verhältnisse schon gewohnt; denn sie lagen oft – aus welchen Gründen immer – angegurtet in ihren Betten. Brigitte Wanker führte ein Tagebuch, darin notierte sie:

„Hilflose Kinder, Jugendliche und Alte werden da drinnen aufbewahrt, gepflegt und bevormundet, und ich bilde mir immer noch ein, etwas verändern zu können. Werde auch ich bald abstumpfen?

(...) Ich erlebe andauernd, wie diesen Menschen der Weg zur Selbständigkeit versperrt wird. Jeder wird gleich behandelt, ohne Rücksicht auf vorhandene Fähigkeiten, Eigenheiten und Bedürfnisse. Nichts kann selbst bestimmt werden, der tägliche, hektische Tagesablauf, festgelegte Zeiten, Mauern, Gitter, kaum ein Aufmucken – die Kinder haben sich daran gewöhnt, nehmen alles hin, ein Ausbrechen wäre sinnlos.“

Im St.-Josefs-Institut gab es keine Teambesprechungen und auch keine Supervision. Der Reflexion des Erziehungsgeschehens wurde kein Platz eingeräumt. Von Tag zu Tag mussten sich die Schwestern und Brigitte Wanker durchschlagen und unhinterfragt die Tradition des Hauses weiterführen. Die Überforderung war kein Thema. Investitionen in eine Ausbildung sowieso nicht. Die junge Frau fühlte sich ausgeliefert, macht- und hilflos, mitschuldig, all dies ansehen zu müssen und nichts dagegen tun zu können. Ihr Entsetzen teilte sie mit der einen oder anderen Angestellten. Sich mit der Heimleitung anlegen und den Arbeitsplatz gefährden, wollte niemand. Brigitte Wanker kontaktierte ihre Vorgängerin, die ebenfalls längst etwas gegen die untragbaren Zustände im Heim unternehmen wollte. Die Kollegin erzählte ihr, dass sie bereits mit einer Fürsorgerin des Jugendamtes darüber gesprochen hatte, dass diese jedoch keine Möglichkeit sah, einzugreifen. Nachdem Wanker sich ihrem Vater anvertraut hatte, schlug er ihr vor, Protokoll zu führen, da er zunächst an Übertreibungen seiner

Tochter glaubte. Erst nach der Lektüre dieses Arbeitstagebuches nahm er die Missstände in ihrer ganzen Tragweite wahr und begab sich zu einem Gespräch ins St.-Josefs-Institut. „Zunächst war mir unverständlich, dass das zuständige Amt der Tiroler Landesregierung die betroffenen Kinder und Jugendlichen unbewusst, oder aus Kostengründen bewusst (?) ohne Qualitätskontrolle einer Einrichtung zugewiesen hatte, die sich immer noch dem Erziehungsstil vergangener Jahrhunderte verpflichtet sah.“² Eine der Übeltäterinnen bestätigte, dass die „Erziehungsmethoden“ von den anderen Schwestern und der Oberin gedeckt waren. Die Mutter Oberin verteidigte zunächst die Zustände, indem sie Max Wanker über „harte Liebe“ aufklärte und ihm unter anderem eröffnete: „Ich habe in meiner Kindheit mehr Schläge bekommen als alle Kinder im Heim zusammen, und ich bin meinen Eltern dankbar dafür.“³ Erst nachdem Max Wanker auf mögliche strafrechtliche Folgen hinwies und aufforderte, für einen zeitgemäßen Erziehungsstil ohne Ausübung von Gewalt zu sorgen, sagte die Oberin Änderungen zu. Tatsächlich verbesserten sich die Zustände für kurze Zeit, danach war alles wieder wie gehabt. Brigitte Wanker gab aber nicht auf und begab sich zum Leiter des Innsbrucker Jugendamtes Hermann Schweizer:

„Ich ging da sehr stolz und selbstbewusst hin und erwartete mir wirklich eine Unterstützung und ich sagte, ich bin da, weil ich Aufzeichnungen mit habe und zutiefst erschüttert bin, was ich da erleben muss-

te. Da habe ich an seinem Blick erkannt, dass er nicht sehr erfreut war und zuerst hat er mir ganz väterlich auf die Schulter geklopft und gesagt, sie sind viel zu sensibel für diese schwierige Arbeit. Dann hat er mich angeschrien, verbrennen Sie sofort Ihre Aufzeichnungen, hören Sie sofort auf weiterzuschreiben. Sind wir doch froh, dass es noch Schwestern gibt, die sich für diese Menschen aufopfern. Es war kein gescheites Gespräch mehr möglich, weil ich habe dann meine Sachen zusammengepackt und bin rausgegangen. Ich bin so erschrocken, ich bin geflüchtet.“⁴

Nestbesmutzerin und Kommunistin

Daraufhin kündigte Brigitte Wanker schweren Herzens, die Buben gaben sich mehrheitlich tief betroffen („Magst uns nimmer?“): „Ich habe versucht, gegen mein Ausgeliefertsein in diesem festgefahrenen, unmenschlichen System anzukämpfen. Immer wieder mußte ich feststellen, daß es für mich überhaupt keine Möglichkeit gab, etwas zu verändern.“⁵ Mit der Hilfe des Erziehungswissenschaftlers Volker Schönwiese konnten sie und ihre Vorgängerin mit Kurt Langbein und Claus Gatterer in Verbindung treten, die damals das kritische Fernsehmagazin „Teleobjektiv“ betreuten und jene Sendung über Heime vorbereiteten, von der schon mehrfach in dieser Studie die Rede war. Auch über das St.-Josefs-Institut in Mils wurde 1980 unter Mitwirkung der beiden jungen Frauen ein Beitrag ausgestrahlt. Über die Reaktion in der Öffentlichkeit berichtet Max Wanker:

„Mit meinem Wissen über das Leben der Kinder im St.-Josefs-Institut schien mir die Reportage in ‚Teleobjektiv‘ geradezu zurückhaltend, aber doch deutlich genug, um die Kirche und zuständigen Behörden zu alarmieren und zum Eingreifen zu bewegen. Ein naiver Glaube, wie sich bald herausstellte. Die Reaktionen auf die Ausstrahlung im Fernsehen übertrafen meine schlimmsten Erwartungen. Es hatte den Anschein, als fühlten sich Politiker, Kirchenvertreter und selbst die sich als unabhängig bezeichnende Tiroler Presse mehr der Parteinahme für die sich als aufopfernd bezeichnenden geistlichen Schwestern verpflichtet als dem Schutz ihrer Opfer, den betroffenen Kindern und Jugendlichen. Das ‚Heilige Land‘ Tirol war im Aufruhr und binnen kürzester Zeit war eine geschlossene Front gegen die Redakteure von ‚Teleobjektiv‘, gegen meine Tochter und ihre Mitstreiterin entstanden, die als ‚Nestbeschmutzerinnen‘ diffamiert wurden. (...) Viele Leserbriefe, die mir vor dem Absenden von Freunden und Bekannten vorgelegt wurden, kamen nie zur Veröffentlichung. Für mich der Beweis, dass die Redaktion der Tiroler Tageszeitung unter Druck gesetzt worden war, eine dem Interesse von Kirche und Politik genehme Auslese bei den Leserbriefen zu treffen.“⁶

Ein Mann aus Prutz sprach in seinem Leserbrief von einem „beschämenden Teleobjektiv“, in dem die aufopferungsvolle Tätigkeit der Klosterschwestern „beschmutzt“ worden wäre. Im Bericht sah er nur „Unwahrheiten und Verallgemeinerungen“, die Sendung war für

ihn schlicht eine „bodenlose Frechheit“.⁷ Zwei Tage später durfte eine 18-Jährige, die in Mils ein dreiwöchiges Praktikum absolviert hatte, ihrer Enttäuschung und ihrem Ärger freien Lauf lassen. Sie selbst hatte nur Gutes gesehen.⁸ Nach weiteren zwei Wochen meldete sich in der „Tiroler Tageszeitung“ ein Elternpaar ohne Angabe des Namens, das sich äußerst lobend über die warmherzige Behandlung ihres Sohnes im St.-Josefs-Institut ausließ. „Wir sind darüber empört“, meinten die Eltern, dass die Barmherzigen Schwestern als Peinigerinnen hingestellt worden wären: „Wir fragen, wer ist denn heute schon noch bereit, mit soviel Leid täglich zu leben? Natürlich muß bei soviel Kindern auch Ordnung und Disziplin herrschen und gerade solche Kinder sind oft eigensinnig und trotzig und sehr schwer zu führen.“ Gegenüber dem eigenen Sohn hieß es dann in Dankbarkeit für die „fürsorgende Liebe und Pflege“ der Schwestern weiter: Auch daheim würde man „bei aller Liebe und Fürsorge, so manchesmal, beim besten Willen, die Geduld verlieren und sie ein wenig bestrafen. Wir glauben, daß wir da im Namen vieler Eltern kranker Kinder sprechen, wenn wir glücklich sind, daß es überhaupt solche Heime gibt, wo diese Kinder mit ihresgleichen leben können und so gar nicht wissen, daß sie krank sind.“⁹

Unmittelbar nach der Sendung hatte sich die Landespolitik eingeschaltet. Nicht aber, um den Vorwürfen nachzugehen und zugunsten der geschundenen Kinder und Jugendlichen so rasch wie möglich menschenwürdige Bedingungen zu schaffen. Die „Tiroler Tageszeitung“

berichtete, dass die Sendung „in weiten Bereichen Tirols einen Entrüstungssturm ausgelöst“ habe. Aufgrund der Art und Weise der Darstellung der Tätigkeit der Schwestern in Mils hätte sich Landeshauptmann-Stellvertreter Fritz Prior veranlasst gesehen, gegenüber ORF-Generallintendant Gerd Bacher im Namen des Landes Tirol „einen geharnischten Protest“ einzulegen. Nun werde in den zuständigen Gremien über die Sendung diskutiert. Prior hoffe, dass die entsprechenden Schlüsse gezogen würden. „Eigentlich traurig, daß ein gebürtiger, viele Jahre in Innsbruck arbeitender Südtiroler (...) eine derartige Manipulation, so Prior, und Verunglimpfung der sozialen Einrichtungen Tirols in die Welt setzt.“¹⁰ Prior zitierte daraufhin auch die jungen Frauen zu sich und drohte ihnen massiv. Brigitte Wanker erinnert sich, dass sie sich „irrsinnig gefürchtet habe, weil er mir sagte, solange er lebe, werde er dafür sorgen, dass ich nie eine Landesstelle bekommen werde.“ Wanker verließ Priors Büro weinend.¹¹ Auch andernorts bekam man zu spüren, dass nicht Aufdeckung, sondern Vertuschung angesagt war:

„Ich war (...) in der Dienststelle ‚Förderungsstelle des Bundes für Erwachsenenbildung für Tirol‘ beschäftigt und wir haben damals alle Sendungen, die psychologisch, pädagogisch, soziologisch interessant waren, aufgenommen. Irgendwelche Bekannte haben das erfahren und uns gebeten, diesen Streifen von Claus Gatterer einigen Interessierten zu zeigen. Ich habe dann 10 Einladungen ausgesandt, ein Kollege hat einen Raum

in einem Gasthaus in Wilten reserviert und dann sind über 80 Interessierte gekommen. Es hat dann einen Riesenwirbel gegeben, mein damaliger Chef hat furchtbare Rüffel bekommen (...). Prior hat getobt, im Tiroler ORF gegenteilige Statements abgegeben und es hat dann einen Gegenbeitrag gegeben, auch in FS 2.“¹²

Durch die damals äußerst enge Verbindung zwischen Landespolitik und katholischer Kirchenführung war es möglich, einen derart großen Druck aufzubauen, dem sich schlussendlich auch die Medien weitgehend beugten. Die „Tiroler Tageszeitung“ stand Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre noch in einem Naheverhältnis zur ÖVP, die als dominante Partei auch einen wesentlichen Einfluss auf den Tiroler Rundfunk ausübte. Bernhard Praxmarer, Dekan von Hall und einer der angesehensten Kleriker Tirols, der bereits 1937 zum Priester geweiht worden war, wusste, wie man am besten mit KritikerInnen umgehen musste, um sie unglaublich zu machen. „Der hat mich dann auch sehr beschimpft, dass ich ein Opfer des Kommunismus sei und des linken Packes, dass ich eine linke Emanze sei (...) und dass ich Geld bekommen hätte (...). Ich bin dann wutentbrannt raus“, so Brigitte Wanker. Schließlich schaltete sich ihr Vater wieder ein, der selbst ein engagierter Katholik war:

„Von Freunden wurde mir berichtet, der Dekan der Stadtpfarre Hall, Herr Bernhard Praxmarer, habe im Rahmen seiner Predigt die Reportage über das St.-Josefs-Institut verurteilt. Die beiden jungen

Frauen seien von Kommunisten zu diesen falschen Aussagen über die Geistlichen Schwestern verführt worden. Er habe die Aussagen als Lügen hingestellt und die Gläubigen zum Mitgefühl für die in böser Weise verleumdeten, sich selbstlos aufopfernden Barmherzigen Schwestern aufgefordert.

Das veranlasste mich, Bernhard Praxmarer, den ich gut kannte, in Begleitung eines Zeugen persönlich aufzusuchen. ‚Du kommst doch selbst aus einer guten katholischen Familie! Wie konntest Du diese falschen Aussagen Deiner Tochter im Fernsehen zulassen?‘ Meine Antwort darauf: ‚Die Aussagen meiner Tochter entsprechen leider der Wahrheit und weil ich katholisch bin, sehe ich mich der Wahrheit verpflichtet!‘ Darauf der Ausruf von Dekan Praxmarer: ‚Aber die armen Schwestern!‘ und ich darauf: ‚Herr Dekan, bitte, die armen Kinder!‘¹³

Die Emotionen gingen derart hoch, dass Brigitte Wanker sogar Drohbriefe erhielt. Für das St.-Josefs-Institut hatte es keine Konsequenzen, dass die beiden Frauen die Mauer des Schweigens durchbrochen hatten. Das gerichtliche Vorverfahren endete rasch mit einer Einstellung mangels an Beweisen. Bei den Vernehmungen bei der Staatsanwaltschaft und der Polizei fühlten sich die beiden ehemaligen Mitarbeiterinnen des Instituts wie die Angeklagten. Die Anstrengungen und Nachforschungen der Staatsanwaltschaft waren ohne Nachdruck. Brigitte Wanker verließ Tirol schließlich und ging nach Wien, wo sie sich zur Sozialpädagogin ausbilden ließ und in diesem Berufsfeld

arbeitete. Erst zehn Jahre später kehrte sie wieder nach Tirol zurück. Ihre Kollegin konnte jahrelang nur im Rahmen befristeter Dienstverträge eine Arbeit finden.

An diesem Beispiel wird deutlich, dass die Zustände in den diversen Heimen bekannt waren, die Bereitschaft der Verantwortungsträger, tiefgreifende Reformen in Angriff zu nehmen, aufgrund anders gelagerter Interessen aber nicht vorhanden war. Die Leidtragenden waren in erster Linie die in Heimen untergebrachten Kinder und Jugendlichen. Die Repressionen, denen Wanker und ihre Kollegin ausgesetzt waren, führte allen potentiellen KritikerInnen deutlich vor Augen, welche Konsequenzen es haben würde, Zivilcourage an den Tag zu legen oder wenn sie das taten, wozu sie eigentlich verpflichtet waren. An den beiden jungen Frauen wurde ein Exempel statuiert, das einschüchternd wirken sollte.

„Es war nicht umsonst.“

30 Jahre später zeigten sich Öffentlichkeit, Politik, katholische Kirche und Medien über die systematischen Misshandlungen im St.-Josefs-Institut und anderen Heimen schockiert. Nun wurden die damaligen Ereignisse in Mils nochmals aufgerollt. Landesrat Gerhard Reheis versicherte, dass die Aussagen Brigitte Wankers nun ernst genommen würden. Radio und Fernsehen berichteten darüber sowohl in Tirol als auch österreichweit. Die Generaloberin der Barmherzigen Schwestern verwies zwar

zunächst noch darauf, dass der Orden 30 Jahre zuvor umgehend tätig geworden und den Vorwürfen nachgegangen wäre und dass die staatlichen Ermittlungsbehörden (Staatsanwaltschaft, Kriminalpolizei, Land Tirol) ihre Untersuchungen schließlich eingestellt hätten. Gegenüber einer Journalistin der „Tiroler Tageszeitung“ beschuldigte sie Brigitte Wanker sogar nochmals, für ihre Aussagen Geld genommen zu haben. Während das St.-Josefs-Institut nicht in „alten Geschichten“ herumstochern wollte, bekräftigte Generalvikar Jakob Bürgler, dass die Ordensgemeinschaften aufgerufen waren, sich ihrer Vergangenheit zu stellen. Die Generaloberin machte daraufhin einen Rückzug. Es gäbe in Bezug auf die damaligen Vorwürfe „nichts zu beschönigen“, erklärte sie schließlich: „Die Dinge, die nicht in Ordnung waren, wollen wir nicht wegdiskutieren.“ Die Betreuung von Behinderten im „Sozialen Zentrum St. Josef“ sei aber seitdem laufend verbessert worden und es habe ein Umdenkprozess stattgefunden: „Wir haben aus der Kritik gelernt.“¹⁴ Die Staatsanwaltschaft nahm erneut Vorerhebungen auf, die sie aber wegen Verjährung der Vorfälle wieder einstellte. Außer den Vernehmungsprotokollen waren alle anderen Unterlagen aus dem Jahre 1980 nicht mehr auffindbar. Der Strafakt blieb verschwunden. Eine Einsichtnahme in die historischen Protokolle wurde Brigitte Wanker aus datenschutzrechtlichen Gründen verwehrt. Sie bekam nicht einmal ihre eigene Vernehmung von damals zu Gesicht.¹⁵ Für Brigitte Wanker selbst war die zunächst wiederum leugnende

und gegen sie selbst aggressive Haltung der Barmherzigen Schwestern Motivation, auf die Anfrage der Medien positiv zu reagieren und nochmals den Mut zu fassen, den Weg in die Öffentlichkeit zu wagen: „Da ist etwas in mir explodiert, wobei ich mir gedacht habe, ich halte meinen Mund jetzt sicher nicht.“ Erst im Laufe des neuerlichen Aufrollens der damaligen Vorkommnisse wurde ihr bewusst, dass sie „selber zum Opfer und gemobbt worden war“. Nun konnte sie sich ihrer eigenen Verletzung widmen, wahrnehmen, dass sie selbst bedürftig war, und beginnen, mit all dem abzuschließen. Es war ihr möglich, einen ehemaligen Schützling ausfindig zu machen, der damals so gequält worden war. In der Zwischenzeit hatte ihn aber jenes Schicksal ereilt, das so vielen Menschen mit Behinderungen widerfuhr. Er ist inzwischen stark hospitalisiert und kann nicht einmal mehr lesen und schreiben. Zum Zeitpunkt des Abschieds von Brigitte Wanker war er durchaus noch in der Lage dazu gewesen. Zwar ist es ihr eine Genugtuung, dass jetzt unbestritten ist, was passierte und dass die Täterinnen ihre Schuld spüren müssen. Dennoch widerstrebt es ihr, Missstände zu individualisieren. Ihr Anliegen ist es, die Strukturen aufzudecken, die zu solchen Missständen führen, und die VerantwortungsträgerInnen in die Pflicht zu nehmen, die gerne das kleinste Rädchen zum Sündenbock stempeln. Nun fühlte sie sich trotz einiger negativer Reaktionen nicht mehr alleine und verspürte so etwas wie „Heilung“. Jedenfalls: „Es war nicht umsonst.“